

te, von Joseph Joachim vorgenommene Streichung lässt sich ebenso wenig nachweisen wie Änderungen im Solopart. Da die autographe Partitur allerdings aus einzelnen, leicht austauschbaren Bögen zusammengesetzt ist, liegt die Vermutung nahe, dass Gade selbst das Manuskript wenn nicht revidiert, so doch wenigstens bereinigt hat. Zu den Werken vermeintlich leichter Prägung gehören die *Novelletten* für Streichorchester, wobei gerade für Opus 58 die erhaltenen Quellen ein komplexes Bild vermitteln: In der endgültigen Fassung wurden die Ecksätze von *Es*-Dur nach *E*-Dur transponiert, der langsame dritte Satz gar vollständig ausgetauscht (die beigegebene Faksimileabbildung macht ersichtlich, dass der ursprünglich vorgesehene Satz noch mitten in der Ausarbeitung steckte – und somit den Editionsrichtlinien entsprechend auch keine Berücksichtigung in *GW* fand).

Hinterließen die Vorworte der bisher vorgelegten Bände bisweilen einen eher spartanischen Eindruck, so zeichnet sich die Einleitung zum jüngst erschienenen Band (I:12) durch eine bemerkenswerte Ausführlichkeit aus – sowohl hinsichtlich der detailliert mitgeteilten Entstehungsumstände, als auch der in Anschlag gebrachten Rezeptionszeugnisse. Dies gilt insbesondere für das „Nachwort“ der Faksimile-Ausgabe von Gades Opus 1, der für seine künstlerische Entwicklung nicht hoch genug einzuschätzenden Ouvertüre *Nachklänge von Ossian*. Die unzweifelhafte Bedeutung dieser Komposition rechtfertigte offenbar die schöne Reproduktion, auch wenn das Autograph nicht der in *GW* präsentierten Fassung letzter Hand entspricht (und das Heft damit gar quer zu den Prinzipien der Edition steht).

(Juli 2004)

Michael Kube

ALICE MARY SMITH: Symphonies. Edited by Ian GRAHAM-JONES. Middleton (Wisconsin): A-R Editions 2003. XII, 349 S. (Recent Researches in the Music of the Nineteenth and Early Twentieth Centuries. Volume 38.)

Alice Mary Smith kann heute als die erste britische Komponistin gelten, deren Sinfonien nicht nur erhalten sind, sondern die nun auch gedruckt vorliegen (die wichtige *Alkestis*-Sinfonie von Oliveria Prescott, die 1876 bei einem Sinfonie-Wettbewerb mit einem eigens für sie

eingesetzten dritten Preis ausgezeichnet wurde, muss als verschollen gelten). Ian Graham-Jones, der sich bereits für den unverdient vergessenen Sinfoniker des 18. Jahrhunderts John Marsh eingesetzt hat (vgl. *Mf* 56, 2003, H. 4, S. 480 f.), hat sich nun dieser Sinfonikerin der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zugewandt, deren Manuskripte ihm seinerzeit durch eine Nachfahrin zugänglich gemacht und gegen 1999 der Royal Academy of Music übergeben wurden.

Alice Mary Smith (1839–1884), verheiratete Meadows White, war die dritte Tochter eines Londoner Seidenhändlers; an der Royal Academy of Music studierte sie bei William Sterndale Bennett und George Alexander Macfarren. Die früheste auffindbare Rezension einer Komposition von ihr erschien im März 1859, ihre erste umfangreichere Instrumentalkomposition, das *Klavierquartett* Nr. 1 B-Dur, erlebte ihre Uraufführung in der Musical Society of London zwei Jahre später. Abermals zwei Jahre darauf fand in einer Art öffentlichen Versuchsaufführung in den Hanover Square Rooms die Uraufführung ihrer *Ersten Sinfonie* c-Moll statt. Schon bald stand sie eng mit der Philharmonic Society in Verbindung (1867 wurde sie zum Female Professional Associate ernannt) und wurde kurz vor ihrem Tod Ehrenmitglied der Royal Academy of Music. Ihre *Zweite Symphonie* a-Moll entstand anlässlich eines Symphonie-Wettbewerbs, zu dem sich in den *Musical Times* am 1. Februar 1876 folgende Ankündigung findet: „The authorities of the Alexandra Palace offer two prizes of £20 and £5 respectively, together with a certificate, for the best two Orchestral Symphonies to be written by British composers, the judges being Professor G. A. Macfarren and Herr Joachim. The work which gains the first prize is to be performed at one of the Saturday concerts, and the second, if of sufficient merit, will also be presented to the public. Manuscripts must be sent in to Mr. H. Weist Hill, Alexandra Palace, on or before March 13.“ Die ausgesprochen kurze Zeitspanne, die zwischen dieser Ankündigung und dem Annahmeschluss stand, verhinderte offenbar die rechtzeitige Vollendung von Smiths Komposition. Leider spiegelt sich diese Schwierigkeit auch in der Komposition selbst wider – nach einem inspirierten Anfang voller Energie und zwei sorgsam ausgearbeiteten Sätzen, die Vergleiche mit Julius Benedicts *Symphonie* g-Moll op. 101 (1873) nahe legen, fallen die letzten

zwei eher ab, wenngleich Smiths Sinn für Proportionen und Instrumentierung überzeugt. Wann diese Sinfonie je aufgeführt wurde, ist unklar (Graham-Jones' Behauptung [S. X], sie sei nie aufgeführt worden, scheint nicht zu stimmen, Michael Hurd dirigierte laut eigener Aussage gegenüber dem Rezensenten den langsamen Satz am 9. November 1978 in Chichester). Als Alice Mary Smith starb, erschien in der *New York Times* ein spaltenlanger Nachruf, während die britischen Nachrufe deutlich kürzer ausfielen. Ebenezer Prout, selbst Sinfoniker, schrieb in *The Athenaeum*: „Her music is marked by elegance and grace rather than by any great individuality [...]. Her forms were always clear and free from eccentricity; her sympathies were evidently with the classic rather than with the romantic school“ (*The Athenaeum*, 13. Dezember 1884).

Ian Graham-Jones hat abermals eine äußerst sorgsame und praxisnahe Ausgabe vorgelegt, mit einer ausführlichen Einleitung, die auch das historische Umfeld nicht außer Acht lässt. Am schwächsten in der gesamten Ausgabe ist der allgemeine Einleitungsteil, der die Studien zur Kompositionstätigkeit von Frauen außerhalb Großbritanniens weitgehend ignoriert und sich vielmehr (eingeständenermaßen) auf Vorarbeiten des Rezensenten stützt. Andererseits liegen nunmehr zwei Werke vor, deren musikhistorische Bedeutung nicht unterschätzt werden sollte. Mögen nun auch Aufführungen folgen!

(Mai 2004) Jürgen Schaarwächter

HEINRICH VON HERZOGENBERG: *Messe op. 87 „Dem Andenken Philipp Spittas gewidmet“ per Soli, Coro ed Orchestra. Erstaussgabe / First Edition vorgelegt von Bernd WIECHERT.* Stuttgart: Carus 2002. XV, 207 S.

Der Carus-Verlag stellt mit dieser Ausgabe von Herzogenbergs *Messe* op. 87 einmal mehr seine Ambitionen zur Erweiterung des vokalen und vor allem kirchenmusikalischen Repertoires aus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts unter Beweis. Neben dem Großprojekt der Gesamtausgabe der Werke von Josef Rheinberger widmet sich der Verlag dabei auch dessen Zeitgenossen Heinrich von Herzogenberg, wobei im Anschluss an Nachdrucke älterer Ausgaben (z. B. *Die Geburt Christi* und *Die Passion*) mit der Partitur der *Messe* op. 87 erstmals eine

kritische Neuausgabe vorgelegt wird. Zusammen mit dem Nachdruck des Klavierauszuges und den Orchesterstimmen liegt damit ein vollständiges Aufführungsmaterial vor.

Als Herausgeber der Partitur konnte der Herzogenberg-Spezialist Bernd Wiechert gewonnen werden, der die Aufführungsmaterialien zur *Messe*, darunter eine handschriftliche Partitur, die seit Jahrzehnten als verschollen galt, im Archiv des Peters-Verlages (der 1917 den Originalverlag Rieter-Biedermann übernommen hatte) wieder fand, wodurch diese Edition und eine erste Wiederaufführung erst möglich wurden.

Wiechert möchte mit dieser „kritisch revidierten Urtext-Edition“ (Vorwort, S. III) zugleich einen „den Intentionen des Komponisten möglichst nahkommenden Notentext“ (Kritischer Bericht, S. 203) vorlegen. Zeigt schon diese Gegenüberstellung eine gewisse sprachliche Unschärfe, so gilt dies im Kritischen Bericht für einige Details der Geschichte und Bewertung der Quellen, die, wie der Autor selbst angibt, „in vielen Punkten hypothetisch“ (S. 201) und für die Rezensentin nicht immer überzeugend bleibt. Wiecherts Annahme, dass für alle Teile des Aufführungsmaterials eine (zumeist) autographe und jetzt verschollene Vorstufe existiert haben müsse, die darüber hinaus bei der Uraufführung verwendet wurde, ist nicht zwingend:

1. Für die hochschulinterne Uraufführung am 2. Dezember 1894 war ein Klavierauszug nicht notwendig: Herzogenberg konnte das Werk aus seiner Partitur mit den Solisten und dem Chor einstudieren. Ob der Komponist später selbst den Klavierauszug erstellt hat, ist, wie Wiechert selbst schreibt, nicht belegt.

2. Wenn auch zur Uraufführung sehr wahrscheinlich handschriftliche Chorstimmen angefertigt wurden, so müssen diese doch keineswegs zugleich Stichvorlage gewesen sein.

Darüber hinaus ist die Trennung des Orchesterstimmensatzes in zwei verschiedene Entstehungsstufen (B₁ zur Uraufführung 1894 und B₂ zur zweiten Aufführung unter Julius Röntgen 1895 in Amsterdam) abgesehen von den Ergänzungen der Streicherstimmen nicht gut nachvollziehbar: Da alle handschriftlichen Quellen „vom selben namentlich nicht eruierten Verlagsschreiber“ geschrieben wurden, legt dies eine gleichzeitige Entstehung nahe, und gerade die autographe Korrektur in den Klarinettenstimmen, die nach Wiechert auf Aufführungser-